



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sitten und Siedlungen im Spiegel der Zeiten

Rappaport, Phillipp

Stuttgart [u.a.], 1952

V. Die Hausform.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-82472](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-82472)

baren Küchenbüfets ab mit Leisten, Ornamenten und Zieraten aller Art, über die viel zu großen Betten und Kleiderschränke bis zu den Sofas und Sesseln, die in Farbe und Form eher für den Riesensalon eines Schlosses denn für ein bescheidenes Wohnzimmer bestimmt sind, gelingt es selbst den heutigen Muster-ausstellungen nicht immer, Möbel zu zeigen, die als sachgemäße Ausstattung unserer Wohnungen gelten können.

Bedenkt man nun, daß jetzt nach dem Kriege die Ausmaße der Wohnungen immer bescheidener werden, daß Wohnungen von 38 Quadratmeter an aufwärts durchaus im Bereich des Üblichen liegen, dann erschrickt man über Art und Form der Möbel, die dieser Wohnungsentwicklung in keiner Weise folgen. Nirgends leider ist das Wort „Kitsch“ so berechtigt wie auf diesem Sektor. Gelegentlich einer Möbelausstellung Westdeutschlands in diesen Jahren erkennt die Fachindustrie diese Fehler der eigenen Produktion durchaus, führt aber zu ihrer Entschuldigung an, daß das „Publikum“ einfachere Möbel nicht kaufe und wünsche. Damit ist die ganze Tragik dieser Differenz zwischen Wohnen und Einrichtung der Wohnung klar dargelegt. Man kann sehr wohl behaupten, daß beim Fehlen des Eigenheims die eigenen Möbel weitgehend Wunsch und Geschmack der Bewohner widerspiegeln. Dann kann man freilich nur ironisch sagen: ja, als „Gegenbeispiel“.

V. DIE HAUSFORM

Der Urtyp der Hausform ist das *Eigenheim*, und ist es heute noch. Unter Hausform ist nicht allein die Wohnung von innen gesehen zu verstehen, sondern der Gesamtkörper, der nicht nur auf den Lebensnotwendigkeiten des Erbauers beruht, sondern auch auf seinem gesamten Wollen und Können. Die bescheidene Hütte eines homerischen Hirten ist ebenso ein Eigenheim wie eine jener palastartigen Villen in Berlin-Grunewald oder in Köln-Marienburg. Der Unterschied liegt im Innern in der Zahl, Größe und Ausstattung der Räume; im Äußeren, auf das es im Zusammenhang hier vor allem ankommt, in der Größe, Form und Ausgestaltung des Aufbaus. Die *Größe* eines Hauses ist in erster Linie, wenn auch nicht ausschließlich, der Ausdruck der wirtschaftlichen Möglichkeit seines Erbauers. Denn neben dem wirtschaftlichen Können drückt sich oft die besondere Eigenart des Menschen auch in dem Größenmaßstab seines Hauses aus. Manch einer liebt es, heute wie vor Hunderten von Jahren, die Größe seines Hauses stark zu betonen, bisweilen stärker als es seinem wirtschaftlichen Können entspricht. Ein anderer ist bescheiden, zeigt sich und sein Haus nach außen so wenig als möglich. An dem Maßstab der Hausgröße zeigt sich der Zusammenhang zwischen Mensch und Heim. Vor allem die Arbeit des Menschen, sein Beruf wirkt bei der Größe seines Hauses mit. Anders ist bei

etwa gleicher wirtschaftlicher Lage das Ausmaß eines *ländlichen* Betriebes, eines *gewerblichen* Anwesens, eines *nur zum Wohnen* schlechthin bestimmten Hauses.

Aus diesen Berufsverschiedenheiten hat sich in der Reihe der Jahrhunderte auch die verschiedene *Art* des Hauses entwickelt. Sie gibt uns noch mehr als der reine Größenmaßstab ein Bild seines Besitzers. Ursprünglich ist jedes Anwesen auf Landwirtschaft eingestellt, sorgt überwiegend selbst für alle Bedürfnisse des täglichen Lebens. Man baut Früchte an und dann Korn. Man hat seine Tierhaltung. Man spinnt und webt. Man zieht Kerzen aus Wachs. Nur wenig muß von außen beschafft werden; das geschieht im Tausch gegen Überschußprodukte. Jeder Hausstand ist ein kleiner autarker Staat; der Hausherr ist wirklich Herr seines Hauses. Das wirkt auf den Menschen ein, gibt ihm eine selbständige, vielleicht auch „herrische“ Art. Er weiß, was ihm sein Haus bedeutet, ist bereit, es gegen jeden Feind zu verteidigen. Man verteidigt sein Heim auch ständig gegen Wind und Wetter, gegen wilde Tiere und alle Einflüsse der Natur. Man ist stets Herr und Kämpfer. Das Anwesen steht zunächst allein. Der Zusammenschluß wird aber bald Zwang, da der natürliche und menschliche Feind anders nicht zu überwinden ist. Aber auch in der Gemeinschaft bleibt das einzelne Haus noch lange Zeiten ein völlig selbständiges Wesen. Die Bedeutung der einzelnen Familie ist in diesen Zeiten ungleich größer als heute. Aus den Familien setzt sich die Sippe, aus dieser die Gaugemeinschaft, aus dieser der Stamm, aus den Stämmen der Staat zusammen. Jedes einzelne Haus hat seine Bedeutung, hat seinen Namen, hat seine Eigenart. Das bleibt zunächst auch so, als sich in der Reihe der Jahrhunderte die Produktion aufspaltet und das einzelne Anwesen Produzent für bestimmte Erzeugnisse wird. Zunächst gibt man den Überfluß einzelner landwirtschaftlicher Produkte ab; dann verlegt man sich planmäßig auf diese Überproduktion. Das drückt sich oft auch im Namen aus, wie Gerstenberg, Heumann, Schweinsberger, Holzmeister. Erst gibt man zum Beispiel Holz aus seinem Walde ab; dann schneidet man das Holz; dann verarbeitet man es zu einfachen Gebrauchsgegenständen. Das Schreinerhandwerk, stets für den Eigenbedarf geübt, wird Alleinberuf. Sind mehrere Söhne, so ergibt sich etwa folgende Spaltung: Der älteste Sohn betreibt die Landwirtschaft allein. Der zweite Sohn übernimmt den Sonderzweig und baut sich sein eigenes Anwesen. Gewiß betreibt er noch Landwirtschaft, aber im Nebenberuf; sein bevorzugter Beruf ist das Handwerk. Er braucht weniger Ställe; aber er braucht eine Werkstatt. Die Art des Hauses ändert sich. Ein jüngerer Bruder, der in der Werkstatt hilft, ist geschickt in allerhand Holzschnitzereien. Er ist Holzschnitzer, Künstler; übt seine Kunst meist außerhalb aus, wo man seiner Arbeit bedarf. Auch er baut sich nahebei ein Anwesen. Sein Haus ist nur zum Wohnen für sich und seine Familie bestimmt; nur ein Gemüsegarten für den täglichen Bedarf ist um das Haus. Was er sonst braucht, bekommt er von den Verwandten. – So entstehen die drei Grundtypen des Einfamilienhauses: *das*

landwirtschaftliche Anwesen, die Handwerkerstelle, das Wohnhaus schlechthin. Und diese Typen des Hauses werden auch Typen der Menschen. Erdverbunden, bedächtig und gleichmäßig wie die Natur bleibt der Bauer. Beweglich, anpassungsfähig und strebsam wird der Handwerker. Stolz auf seine Arbeit, aber ungebunden und nach Neuem suchend wird der Freischaffende. Und mit diesen Eigenschaften der Menschen entwickeln sich auch ihre Häuser weiter. Immer und allenthalben bleibt das Bauernhaus das ruhige, bodenständige; langsam und gleichmäßig in der Entwicklung. Das Haus des Handwerkers wird später das stolze, hohe Stadthaus des Mittelalters, dem sich die prächtigen Bauten der Zünfte und Innungen zugesellen. Aus dem Haus des Feinarbeiters wird in tausendfacher Verästelung die Fülle verschiedener Wohnhausarten, bescheiden die einen, unruhig und vielseitig die anderen. Die Art des Menschen und die Art seines Hauses stehen in enger, immer mit der Zeit, dem Beruf und den Ansprüchen weiterschreitender Wechselbeziehung.

Das *Einfamilienhaus*, wechselnd nach Bedürfnissen, Zeiten und Zonen bleibt bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts der überwiegende Faktor im Wohnungswesen. In den Zeiten des Altertums kennt man zunächst keine andere Hausform als die des Einfamilienhauses. Mag die Unterkunft der armen Bevölkerungskreise noch so einfach, ja primitiv sein, man lebt im allgemeinen allein in der Hütte oder im Haus. Es gilt als ein typisches Zeichen der Dekadenz, als man zu Beginn unserer Zeitrechnung in Rom anfängt, Miethäuser für die ärmsten Bevölkerungskreise zu bauen. Auch im Mittelalter ist das Einfamilienhaus das übliche. Man findet in den ältesten Quartieren unserer Städte noch heute Einfamilienhäuser bis herab zu den kleinsten Abmessungen. Nicht selten haben diese Häuser, um die Schmalheit der Front auszugleichen, drei Stockwerke: unten die Werkstatt, darüber an schmaler Treppe die Wohnküche, oben Schlafräume. Auch das beginnende 19. Jahrhundert, in dem die Städte sich weiten, hält überwiegend am Einfamilienhause fest.

Selbstverständlich ist das Einfamilienhaus weder früher noch heute durchweg als freistehender Baukörper anzunehmen. Im Gegenteil, schon die Antike kennt fast nur geschlossene Stadtstraßen, in denen sich Einfamilienhaus an Einfamilienhaus reiht. Das bleibt auch im Mittelalter die übliche Form, und zwar sowohl für Dorfstraßen als für Stadtstraßen. Die gleiche Betätigung, die gleiche wirtschaftliche Lage, das gleiche Streben nach Schutz schließt die Menschen enger zusammen. Es entstehen Einfamilienhäuser in der Form von Gruppen, Reihen oder geschlossenen Straßenzügen. In den Städten des Mittelalters ist die Lage häufig so, daß zwar die Häuser in geschlossenen Straßenzügen errichtet werden; aber rückwärts liegen die oft sehr weiträumigen Gärten. Erst später werden an der Rückseite dieser Gärten weitere Straßenzüge eingeschaltet oder aber die Nutzungswege, die zwischen den Gärten hindurch führen, werden später als Straßen bebaut. Es ist wichtig zu wissen, daß, abgesehen von den

ersten primitiven Zeiten vor der Antike, der geschlossene Straßenzug zu allen Zeiten auch für Einfamilienhäuser die überwiegend übliche Anordnung ist.

Erst viel später kommt die Anordnung von *Doppelhäusern* auf. Einzelne dieser Doppelhausstraßen, etwa in Potsdam, Neuwied oder in ähnlichen Bauanlagen um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, sind in Verbindung mit den geschlossenen Straßenzügen durchaus erträglich. Die Übung allerdings, ganze Siedlungen oder Stadtteile nur in Doppelhäusern herzustellen, wirkt vielfach nicht erfreulich. Diese ständige Wiederholung von Baukörper und Lücke kann langweilig werden und läßt vielfach jede städtebauliche Raumwirkung vermissen. Es ist sicherlich in solchen Fällen städtebaulich richtiger, die Einfamilienhäuser in Gruppen und Reihen zusammenzufassen, die viel wirtschaftlicher als ein angemessenes Element des Städtebaus zu gestalten sind. Freilich darf die Frontbreite des einzelnen Einfamilienreihenhauses nicht allzu knapp werden. Bei einer Frontbreite – oder besser Frontenge – von 4,70 Meter, wie sie nicht selten gebaut wird, ist die brauchbare Grenze des Einfamilien-Reihenhauses unterschritten, vollends wenn bei solchen Maßen auch noch ein Stall zur Kleintierhaltung eingebaut wird. Die Maße müssen mindestens derart sein, daß der Sinn des Einfamilienhauses, ein Heim für eine Familie zu sein, in bescheidenster Form gesichert ist.

Kann dem aus wirtschaftlichen Gründen nicht entsprochen werden, dann soll man getrost zum Zweifamilienhaus oder Drei- oder Vierfamilienhaus übergehen, letzteres freilich in verständiger Form. Daß in ein Haus eine zweite Familie aufgenommen wird, kommt schon im Altertum und häufiger im Mittelalter vor; diese „Einlieger“ haben vielfach keine sehr erfreuliche Unterkunft. – Der eigentliche Typ des *Zweifamilienhauses* ist erst verhältnismäßig spät entstanden, etwa in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Viele jener gemütlichen, biedereren Wohnbauten, die ganze Straßenzüge der fürstlichen Bauzeit ausfüllen, sind planmäßige Zweifamilienhäuser. Oft sind die Zugänge der Wohnungen nicht völlig getrennt, was aber vielfach nicht von der ursprünglichen Benutzung als Einfamilienhaus herrührt, sondern mehr ein Rest dieser Bauweise ist. – In unseren neueren Siedlungen ist das Zweifamilienhaus der überwiegende Typ, ohne daß die heutigen Erfahrungen mit dieser Wohnart besonders günstig wären. Nach den Beobachtungen in vielen Werks- und Genossenschaftssiedlungen macht sich gerade im Zweifamilienhaus die Verschiedenheit der Mieter nach Herkunft, Heimatgewohnheit, Charakter, Weltanschauung oft störend und streitend bemerkbar. Der grundlegende Unterschied gegen die frühere Zeit besteht darin, daß damals zumeist der Besitzer selbst die eine Wohnung innehat und die zweite Wohnung an einen Mieter abgibt. Verantwortung und Führung sind damit gesichert. Heute handelt es sich vielfach um zwei gleichberechtigte Mieter. Das Zweifamilienhaus eignet sich auch heute mehr zum Eigenhaus.

Soweit es sich um Miethäuser handelt, verdienen vielfach *Drei- und Vierfamilienhäuser* den Vorzug. Das zweigeschossige Wohnhaus mit zwei Wohnungen an jeder Treppe oder das dreigeschossige Wohnhaus mit einer Wohnung an jeder Treppe sind wirtschaftlich und städtebaulich günstige Anordnungen. Sie gestatten ein freundliches Wohnen zu tragbaren Mieten. Sie vermeiden eine überenge Zusammenballung, andererseits aber unnötig lange und zu teure Straßen.

Die Zeit hastender Großstadtentwicklung geht über solche Erwägungen hinweg. Der Unternehmer-Haustyp wird – ohne Zwischenstufe vom Einfamilienhaus – das *Massenmiethaus*, die *Mietkaserne*. Es ist bekannt, daß das Vielfamilienhaus oft der Begleiter oder in Wechselwirkung der Quell politisch unerfreulicher Zustände ist. Das fängt schon im alten Rom an, als wohl zum erstenmal in der Geschichte des Siedlungswesens das Massenmiethaus aufkommt. Jene eng und hoch bebauten „*insulae*“ des alten Rom sind der Herd vieler Unruhen. Freilich ihre Anordnung und Ausnutzung ist auch danach angetan. Meist liegen diese Miethäuser im Innern der Baublöcke, während an den äußeren Straßen die Häuser der vornehmen Römer erbaut werden. Es sind also „*Hinterhäuser*“, eng und mehrgeschossig, zumeist auch in sehr knappen Abständen. Wie schlimm es um den Bau dieser Miethäuser bestellt ist, geht aus den genauen Vorschriften für ihren Neubau hervor, die Nero nach dem Brande gibt. Diese Baupolizeivorschrift, die uns Tacitus ziemlich eingehend übermittelt, ist von großem Interesse: Breite der Straßen, Aussparung von Freiflächen, Höhe der Häuser und so weiter wird genau vorgeschrieben.

In Rom halten sich die Miethäuser der frühen Zeit auch im Mittelalter. Es werden damals auch neue Miethäuser aus den Trümmern und auf den Trümmern erbaut. Im übrigen kommt allenfalls Byzanz mit seiner zeitweisen Menschenzusammenballung für solche Bauten in Betracht. Das Mittelalter kennt im allgemeinen keine Miethäuser, weder in Deutschland noch in anderen Ländern. Im 18. Jahrhundert kommen in einzelnen größeren Städten erstmalig Häuser auf, die zum geschoßweisen Wohnen bestimmt sind, zum Beispiel in Dresden. In Westdeutschland ist das Miethaus größeren Maßstabes damals fast unbekannt und ist es in einzelnen Gegenden bis heute.

Die eigentliche „Blüte“ des Großmiethauses, der Mietskaserne, setzt erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein mit dem Zusammenströmen der Menschenmassen bei der Industrialisierung Europas und Amerikas. Von nun ab wird das Massenmiethaus der Hauptwohnungstyp vieler Großstädte der Erde. Und wieder wie im alten Rom gibt es neben den straßenseitigen besseren Wohnungen die weniger guten Hinterhäuser. Mehr als naiv, wie die Berliner Stadtverordneten von etwa 1880 dieses Gemisch von Fronthäusern und Hinterhäusern zu begründen oder richtiger zu bemänteln versuchen, mit dem einträchtigen und ausgleichenden Beieinanderwohnen der wohlhabenderen und

ärmeren Schichten. Überraschend schnell wird die Großstadt mit solchen Haustypen die „Heimat“ politisch schwieriger Elemente. Ursache und Wirkung stehen hier in untrennbarem Zusammenhang. Zum Teil sind es nicht die allerbesten, allerfestesten Menschen, die in der Großstadt zusammenströmen. Dann, aus der ländlichen Bodenständigkeit ihrer Heimat herausgerissen, sind sie in verstärktem Maße wurzellos. Schließlich kommt zu den unerfreulichen Wohnverhältnissen trotz aller Versprechungen bisweilen eine sozial unzureichende Lage hinzu. Nicht zu unterschätzen ist auch die Wirkung der Massenpsychose an sich, die in der Mietskaserne eine ideale Stätte findet.

Aber die Mietskaserne ist nicht etwa nur die Heimat der schnell zusammengeströmten und nicht immer gut gestellten Arbeiterkreise, vielmehr auch die Heimat der großen Schar von Angestellten und Beamten aller Art, und bald auch die Heimat der wirtschaftlich unabhängigen Kreise. Will man die Zusammenhänge zwischen Sitten und Siedlungen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts recht verstehen, dann ist eine Analyse der Mietskaserne unerläßliche Voraussetzung, aber auch reiche Quelle.

Unter Kasernen verstehen wir Gebäude zur Unterbringung von Soldaten, das heißt von Menschen, die unter völlig gleichen Bedingungen zusammengezogen sind. Das Zusammenkommen ist also nicht freiwillig, sondern befohlen. Zudem hatte die Bezeichnung „Kaserne“ bis vor einigen Jahren den Nebengriff des baulich wenig Erfreulichen, zu Gleichmäßigen oder gar Stumpfsinnigen. Wenn man diesen militärischen Unterkunftsbegriff auf das Großstadt-Wohnhaus überträgt, so liegt darin ein mehrfacher Vergleich. Einmal ist es im schroffen Gegensatz zu dem bis dahin zumeist üblichen Einfamilien- oder Zweifamilienhaus die Behausungsstätte für viele Menschen. Dann ist in dem Zusammenkommen und Mieten etwas Zwangsläufiges: man muß dort zusammenkommen, weil man dort Arbeit findet; und man muß dort mieten, weil es nichts anderes zu mieten gibt. Und schließlich zeigen diese Massenmiethäuser die berüchtigt langweilige und trostlose Bauart der Militärkasernen jener Zeit.

Bei der sprunghaft schnellen Entwicklung der Großstädte im 19. Jahrhundert ist eine Unterbringung der vielen Menschen anders als in Großhäusern wohl kaum denkbar. Das Anwachsen der Stadt, die Länge der Straßen, die Ausdehnung der Verkehrsmittel, die Menge der Leitungen würde sonst ins Undurchführbare gehen. Dieser Zwang wird aber von den Grundstücksbesitzern allzu gut verstanden und kraft ihrer Macht skrupellos ausgenutzt. Das preußische Dreiklassenwahlrecht gibt den Besitzenden einen bevorzugten Einfluß in den Stadtverwaltungen und in der Gesetzgebung. Man vergißt solche Dinge allzu schnell, zumal sie uns heute fast unglaublich erscheinen; und doch sind sie viele Jahrzehnte der Grundpfeiler des gesamten Wahlrechts. Das Steueraufkommen der Einwohner innerhalb einer Gemeinde wird ermittelt und in drei gleiche Teile geteilt. Die Zahler des einen Drittels – das sind in einer Klein-

stadt vielleicht drei bis vier reiche Leute – wählen dann ein Drittel der Stadtverordneten (also unter Umständen mehr als sie selbst sind!). Die Zahler eines weiteren Drittels des Steueraufkommens wählen ebenfalls ein Drittel der Stadtverordneten; es mag angenommen werden, daß zu dieser Gruppe etwa 600 Einwohner zählen. Das dritte Drittel des Steueraufkommens verteilt sich auf die gesamte übrige Einwohnerschaft; in unserem angenommenen Falle mögen das 4000 Einwohner sein. Wenn das Städtchen also nach unserer Annahme 4603 Einwohner hat, und zwölf Stadtverordnete zu wählen sind, dann wählen die drei „Reichen“ vier Stadtverordnete, die zweite Gruppe von 600 Einwohnern ebenfalls vier Stadtverordnete und schließlich die Restzahl von 4000 Einwohnern auch vier Stadtverordnete. Genau so ist die Stadtverordneten-Versammlung der Großstadt zusammengesetzt. Es ist also überwiegend ein Gremium des Großbesitzes. Und da das für die Gesetze verantwortliche Parlament genau nach diesem gleichen Wahlrecht gewählt wird, kann man sich vorstellen, wie die Baugesetze aussehen, und wie die Bauverordnungen und sonstigen Städtebaumaßnahmen. Geflissentlich wird eine angemessen weiträumige Ausdehnung der Großstadt hintenangehalten; wenige breite und übergut befestigte Straßen werden ausgelegt. Und nunmehr verlangen die teuren Straßen und die teuren – das heißt teuer gemachten – Baugrundstücke eine enge und hohe Bebauung.

Innerhalb der Berliner Stadtbahn zum Beispiel ist eine Überbauung bis zu sieben Zehntel der Grundstücksfläche gestattet, bei Eckgrundstücken sogar bis zu acht Zehntel! „Bis zu“ und „gestattet“ bedeutet natürlich, daß das die untersten Grenzen der Ausnutzung sind. Wochenlang grübeln die Architekten, ob nicht durch Erker, Erdgeschoßüberbauungen und dergleichen auch diese restlichen zwei Zehntel „Freifläche“ noch zu kürzen sind. In dem erwähnten Berliner Stadtgebiet sind fünf Wohngeschosse übereinander gestattet. Nimmt man ein Grundstück von 20 Meter Front und 50 Meter Tiefe, das heißt von 1000 Quadratmeter Grundstücksfläche, dann dürfen davon 700 Quadratmeter überbaut werden, und zwar in fünf Geschossen. Insgesamt ergeben sich also auf dem 1000 Quadratmeter großen Grundstück fünfmal 700 Quadratmeter = 3500 Quadratmeter Geschoßflächen! Eine solche Überbauung von sieben Zehntel des Grundstücks gestattet außer dem Vorderhaus noch zwei Seitenflügel und ein Hinterhaus – oder, wie der beschönigende Berliner Ausdruck lautet – ein „Gartenhaus“. Von Garten ist freilich keine Spur, nur von dunkeln Höfen. Man entsinnt sich unwillkürlich der lateinischen Worterklärung: „Lucus a non lucendo“¹. Die Unterbringung von 40 Familien in diesen Bauten ist durchaus üblich. Nimmt man jede Familie zu fünf Personen an, so wohnen auf einem Grund-

¹ Lucus a non lucendo ist eine scherzhafte Deutung der Antike: Der Hain wird lucus genannt, weil es darin kein Licht (lucere) gibt.

stück 200 Personen, das heißt die Einwohnerschaft eines Dorfes. Von dem Grundstück in Größe von 1000 Quadratmeter steht also jedem der 200 Einwohner eine Fläche von 5 Quadratmeter zur Verfügung! In den einfacheren Vierteln ist die Einwohnerschaft eines solchen Massenmiethauses häufig viel größer. Wir finden dort zwei oder mehr „Gartenhäuser“. Zudem spielt das Einliegerwesen dort eine grausige Rolle. Die Gesamteinwohnerzahl einer solchen Mietskaserne im Osten Berlins, in Breslau und anderen Orten beträgt bis zu 400 Einwohnern. Es bedarf wirklich keiner langen Begründung, daß die soziale und sittliche Ordnung in solcher Unterkunft auf das ernsteste gefährdet ist. Die Ausnutzung dieser Miethäuser verhindert auch vielfach eine gleichmäßige Bauunterhaltung, so daß die Häuser oft im Äußeren wie noch mehr im Inneren ein Bild böser Vernachlässigung bieten. Das färbt naturgemäß auf die Mieter ab, die nun auch ihrerseits dieser Bleibe keinerlei gedeihliche Pflege zukommen lassen. Oft ist bei der Überbelegung der Wohnungen eine ordnungsgemäße Unterhaltung auch kaum möglich (der Fachausdruck hierfür lautet „Schönheitsreparaturen“!). Man bedenke doch, daß der größte Teil der „Wohnungen“ in den östlichen Quartieren Berlins aus *einem* Zimmer und Küche besteht. In diesen Wohnungen müssen außer der Familie bisweilen noch ein bis zwei Einlieger leben – oder mindestens schlafen! – Als um 1890 der Berliner Wohnungspolitiker Eberstadt zum ersten Male die Zustände in diesen Unterkünften schildert, horcht man entsetzt auf. Aber das Unheil ist schon viel zu groß, als daß eine schnelle und umfassende Hilfe möglich wäre. Eine Abänderung der gegebenen Verhältnisse liegt auch noch nicht im Sinne der gesetzlichen Bestimmungen und vor allem im Sinne der wirtschaftlichen Auffassung der beteiligten Baukreise. Bauen gilt durchaus nicht als eine soziale Tat, sondern lediglich als ein Geschäft wie jedes andere, bei dem es nur auf eine angemessene Verzinsung des eingeschossenen Kapitals ankommt.

Der psychologische und physiologische Einfluß der Mietskaserne läßt sich auch mit den damaligen Mitteln nur wenig beheben. Große Grünflächen, Erholungsflächen, Sport- und Spielplätze sind in diesen Bezirken kaum vorhanden. Die Mehrzahl der deutschen Großstädte zehrt von den Grünflächen, die eine weitschauende fürstliche Städtebaukunst des 18. Jahrhunderts zurückgelassen hat. Die Pachtung von Schrebergärten gewinnt zwar an Bedeutung. Aber da es noch kein Gesetz über diese Fragen gibt, liegen die Gärten auf den künftigen Bauplätzen; und sobald sich ein Baulustiger findet, müssen die Kleingartenpächter weichen und weiter hinaus wandern. Man muß mit Bewunderung feststellen, welche nachhaltige Fürsorge trotz alledem die Bewohner der Mietskasernenwohnungen „ihrem“ Garten widmen und wie sie daneben selbst auf den bescheidenen Balkons und Veranden Rankengrün und Blumenzucht betreiben und so in kleinstem Format wenigstens ein wenig Natur in ihr steinernes Dasein hineinbringen. Es entwickelt sich hier ein Geist der Genügsamkeit, der

typisch ist für die Großstadtbewohner jener Zeit. Es entwickelt sich aber auch jenes Streben nach Wanderungen im Grünen, die in solchem Umfange bisher dem deutschen Städter nicht bekannt sind.

Diese Einwirkung der Mietskasernen bezieht sich nun keineswegs, wie schon angedeutet, auf die Arbeiterkreise der Städte, sondern greift in weitestem Maße auf den Mittelstand und die „upper ten“ über. Jede Großstadt, beinahe jede Stadt hat nun „elegante“ Mietskasernen. Da entstehen Wohnungen von zehn Zimmern und mehr mit marmornen Treppenaufgängen, die ein kostbares Schild als „Herrschaftsaufgang“ bezeichnet. Es ist ein Zeichen jener Entwicklung, daß solche Schilder überhaupt entstehen und daß man an ihnen keinen Anstoß nimmt. In zahlreichen Fällen lautet die Aufschrift an den Eingängen: „Aufgang nur für Herrschaften, Lieferanten hintenherum“ oder ähnlich. In diesen Luxus-Mietskasernen herrscht auch in der Innenausstattung eine für jene Zeit typische Eleganz der Möbel, die uns heute freilich vielfach als reichlich wertloser „Kitsch“ erscheint. Die Einwohner dieser Wohnungen bilden eine ganz besondere Gruppe der Großstadtbewohner, die sich in immer schrofferer Form von den Bewohnern der Kleinstadt und des Landes abgrenzen. Für sie gibt es weniger Wanderungen als weite Reisen nach Italien oder Ägypten; sie kennen die Umgebung ihrer Heimat nicht; aber sie kennen die Fremde. Protzig wie die Wohnungen werden die Menschen. Es entwickelt sich jener unsympathische Dünkel, der auch in Literatur, Kunst und Musik das Unnatürliche und Übertriebene liebt oder zu lieben vorgibt. Diese angeblich geräumigen, eleganten und „kultur“-überfüllten Mietsbauten schaden nicht weniger als die Mietskasernen bescheidenster Stadtviertel.

Die Wirkung auf die sittliche und politische Haltung der Menschen, die in diesen Mietskasernen wohnen, ist nicht etwa einheitlich zu umgrenzen. Man kann nicht die Einwohner der überengen Mietskasernen durchweg als politisch links gerichtet bezeichnen und die Bewohner der übereleganten Mietskasernen durchweg als Extravagante. Der Einfluß der überengen oder übereleganten Wohnform äußert sich je nach dem Charakter der Personen und Personenkreise sehr verschieden. Nur eines ist einheitlich: Es entwickelt sich ein gewisser Großstadttyp, der sich in immer schrofferer Form von der Bevölkerung des Gesamtlandes unterscheidet. Die ansteckende Massenwirkung des Wohnens in der Mietskaserne ist leider erschütternd. Wenn einzelne Familien aus einer Wohnung im Kleinhaus in eine Mietskaserne übersiedeln, werden sie nicht sofort andere Menschen. Wenn aber Millionen aus überwiegend ländlichen Verhältnissen kommen und werden unter völlig geänderten Lebensverhältnissen in der Großstadt zusammengeführt, dann ergeben sich jene auffallend tiefen Wirkungen, die letzten Endes den Großstadtmenschen jener Zeit prägen.

Diese Verhältnisse ändern sich bis zum ersten Weltkrieg kaum. Daß man den Miethäusern eine bessere architektonische Gestaltung gibt, ist vielleicht einer

der tatsächlichen Schritte; aber die Enge wird damit nicht beseitigt. Seit der Jahrhundertwende machen sich langsam Bestrebungen geltend, das Wohnungswesen nicht allein vom Standpunkt des Geldverdienens aus zu sehen, sondern auch vom Standpunkt eines sozialen Lebensbedürfnisses, das mit der vorhandenen Wirtschaftsform nicht immer zu erfüllen ist. Die beachtlichen Bestrebungen dieser Richtung werden durch den ersten Weltkrieg unterbrochen oder man kann auch sagen gestärkt. Am Ende dieses Krieges sind sich zahlreiche Kreise Deutschlands darüber klar, daß eine grundlegende Abwendung von der bisherigen Wohnform eine unerläßliche Voraussetzung für eine Wiedergesundung Deutschlands ist. Man darf sogar sagen, daß das Streben nach dem Kleinhaus und das Streben nach offener Bauweise anfangs etwas übertrieben wird. Es schießt über das Ziel hinaus, wenn man in diesem Zeitpunkt in einer viergeschossigen Straße mit etwas erzwungenem und plötzlichem Übergang zur zweigeschossigen Bauweise überspringt oder wenn man gar ohne einen solchen Übergang neben eine hochgeschossige geschlossene Bauweise eine niedrige und offene Bauweise setzt. Man vergißt in diesem Übereifer des sozialen Wohnungsbaus manchmal ein wenig, daß die Stadt ein Organismus ist, der aus gewissen Strukturbedingungen heraus wächst und daß dieser Organismus nicht derartig jäh unterbrochen werden kann. Der Fortschritt in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen ist aber doch trotz der Kürze der Zeit ungewöhnlich groß und sucht in vielen Punkten das Fehlerhafte der Zeit von 1870 bis 1914 gutzumachen.

Diese Entwicklung wird durch den Nationalsozialismus zunächst zwar nicht unterbunden, aber doch in eine unerwünschte Einseitigkeit gedrängt. Sehr bald treten die Kriegsnotwendigkeiten so in den Vordergrund, daß die Fortsetzung des gesamten Wohnungswesens einen schnellen Abbruch erleidet. Nach dem zweiten Weltkrieg sind die meisten Großstädte, viele Kleinstädte und Dörfer Deutschlands zerstört. Der Weg des Wiederaufbaus ist durch die innere Einstellung des Volkes vorgeschrieben und bedeutet keine grundsätzliche Änderung gegen die Zeit zwischen den Weltkriegen. Das Massenmietshaus in jeder Form wird auch jetzt als unerwünscht abgelehnt. Und wenn ganz neuerdings einzelne Kreise glauben, auch diese Bauform dem sozialen Wohnungsbau eingliedern zu können, so ist das ein inneres Mißverständnis, das bereits einmal nach dem ersten Weltkrieg beim Aufbau des sozialen Wohnungswesens in der Stadt Wien eine Rolle böser Erinnerung gespielt hat. Wir brauchen in Wirklichkeit Wohnungen aller Art: vom mehrgeschossigen städtischen Miethaus gesunder Form, ohne Seitenflügel und Hinterhäuser; über das zweigeschossige Haus zum Einfamilienhaus und zur Kleinsiedlung. Alle diese Typen müssen nebeneinander und miteinander je nach dem Organismus der Stadt, dem Wohnungswillen und der sozialen Notwendigkeit der Unterzubringenden weitergebildet werden.

Es ist ein typisches Zeichen der stark wechselnden Wohnungsentwicklung

der letzten Jahrzehnte, daß die *äußere Gestaltung des Hauses* zu sehr betont wird, und daß man die Bescheidenheit architektonischer Gestaltung früherer Zeiten leicht vergißt. Die Formgebung des Hauses ist bezeichnender Ausdruck des menschlichen Wollens und Könnens. Wenn wir schon in den Formen des Hausgeräts, der Gebrauchsgegenstände, der Kleidung, ein sinnfälliges Bild des Menschen und seiner Eigenart erblicken, dann vollends in der Formgebung seines Aufenthaltes. Primitiv darf die Formgebung nur aus wirklich anfänglicher Unbeholfenheit sein. In späteren Epochen ist Primitivität immer der Ausdruck einer degenerativen Erscheinung, vollends wenn sie als etwas zielmäßig Erwünschtes hingestellt wird. Das gilt nicht nur in der Musik und in den darstellenden Künsten, sondern erst recht in der Baukunst. Gewiß ergibt sich die Form eines Hauses zunächst aus den Notwendigkeiten des Klimas, des Gebrauchs, der Werkstoffe. Aber es muß hier nochmals der beliebte Irrtum berichtigt werden, als ob alles, was nach den Regeln der Notwendigkeit gebildet ist, schön sein *müßte*. Das aus der Notwendigkeit Entstandene *kann* schön sein, braucht es aber durchaus nicht zu sein. Da die großen Schöpfer und Künstler selbstverständlich von der Notwendigkeit ausgehen, was hätten sie dem Werk noch zu geben, wenn die aus dem Notwendigen entstandene Form gewissermaßen zwangsweise schön sein müßte! Nein, die Zweckform schön zu gestalten, ist eine recht schwierige Aufgabe. Und gerade die Völker, die sich nur mit der höchsten Vollkommenheit der Form beruhigen, wie die Griechen, haben an der Form ihrer Bauten viele Jahrhunderte gearbeitet. In erster Linie ergibt sich die äußere Form eines Hauses aus der verschiedenen Benutzungsart, und zwar nicht nur die bauliche Masse im ganzen, sondern auch die Anordnung im einzelnen, die Lage und Größe der Türen und Fenster, auch die für die Außenerscheinung so wichtigen fensterlosen Flächen. Groß sind die Fenster eines Malerateliers, klein sind die Stallfenster. Groß sind die Scheunentore, klein ist die Tür zum Kramladen. Groß ist die Höhe eines Ratssaales, klein die einer ländlichen Wohnstube. – Das alles wird, wie oben schon angedeutet, mitbedingt durch das Klima. Anders ist die Höhenentwicklung in der ruhigen Ebene, anders in den sturmgepeitschten Bergen oder an der See. Was sich in der Ebene groß und breit und frei entfalten kann, muß sich dort ducken und einschiegen. Was sich in der Ebene durch große Öffnungen mit der Landschaft verbinden kann, muß sich dort mit bescheidenen Öffnungen abschließen. Aber auch See und Gebirge sind in sich verschieden in ihren Formanforderungen. Wo an der See ein steiles Dach dem Regen schnellen Abfluß gewähren muß, da nutzt man in den Bergen das flache Dach zum Halt für den wärmeschützenden Schnee. Bis in alle Einzelheiten gibt das Klima die Weisung zur baulichen Gestaltung. Wenn in der Ebene das tiefliegende, nach innen sich öffnende Fenster bequem ist für den täglichen Gebrauch, so erhält an der See das außen bündig liegende und nach außen sich öffnende Fenster durch den Wind selbst erst den rechten

Verschluß. – Wenn in der Ebene eine Regenrinne vor dem mäßig ausladenden Dach zweckmäßig ist, so ist eine solche Rinne vor dem flachen Schneedach der Berge ungeeignet; dafür muß das Dach aber zum Schutz der Mauern vor Regen weit ausladen.

Es war und ist einer der wesentlichsten Fehler der letzten Jahrzehnte, daß man glaubt, unsere neuzeitlichen Konstruktionen könne man ohne Beachtung der grundlegenden klimatischen Voraussetzungen unterschiedslos in Berg und Tal verwenden. Wenn die Formen eines Hauses aus dem Charakter der Gegend herausfallen, so ist das oft nur der äußere Beweis dafür, daß sie dem Klima und den Baustoffen der Gegend zuwider sind. Hierbei spielt der leichte – zu leichte – Materialtransport unserer Tage eine wesentliche Rolle. Er ermöglicht das Heranbringen am Ort nicht vorhandener, der örtlichen Natur nicht entsprechender Baustoffe. Fluktuierend wie der Mensch im Zeitalter des Verkehrs werden es auch die Stoffe. Man bringt so bequem Ziegel auf die Berge und Holz an das Meer. Und so entstehen Backsteinbauten in den Alpentälern und bretterverkleidete Häuser an der Nordseeküste. Und mit diesem herangebrachten Material werden auch die diesen Materialien eigenen Formen herangebracht. Backsteingiebel ragen in den Bergen empor und umgangsgeschmückte Holzbauten an der See.

Die richtigen Formen einer Gegend sind durch das der Gegend eigene *Material* bedingt. Holz und Werkstein gehören in die Berge, wo sie zu Hause sind. Backstein und Rieddach gehören an die See, wo sie „wachsen“. Und aus den Werkstoffen entstehen in richtiger Verwendung und in langer Entwicklung auch die feineren Einzelformen. Anders ist ein Gesims aus Sandstein, das eine feine Profilierung verträgt; anders aus Ziegeln, die man schichtweise vorkragt; wieder anders aus Holz, das weit ausladen kann kraft der dem Holz eigenen Natur. – Auch alle großen Stilrichtungen schaffen sich je nach dem Material die Formen um und geben damit den Bauten den rechten Charakter der Gegend. Welch grundlegender Unterschied etwa zwischen den gotischen Formen der Zisterzienser Klosterbauten in Maulbronn und in Chorin! Der Werkstein von Maulbronn ist lebendig und graziös in seinen feinen Einzelheiten. Wie köstliches Spitzenwerk sind die Auflösungen des Steins. Auch in Chorin gibt es Krabben und Fialen, gibt es Maßwerk als Fensterteilungen. Aber alles ist aus der Eigenart des gebrannten Ziegels abgeleitet, hält sich in den Grenzen dieser Möglichkeit. Alles ist breiter, wuchtiger, ernster. Und damit entspricht nach tief inneren Wechselbeziehungen der Charakter des Werkstoffs dem Charakter der Menschen, die ihn formen. Der weiße, leuchtende, flächige Marmorstein gehört zu Griechenland und den Griechen. Der mattfarbene, weiche, leicht zu bearbeitende Sandstein gehört zum Rhein und den Rheinländern. Der dunkle, harte, massige Backstein gehört zum Küstenland und seinen niederdeutschen Menschen. Aber die Zeiten stehen nicht still; historisierende Altertümelei ist nicht mit boden-

ständiger Baukunst gleichzusetzen. Ein Material, das vor Jahrhunderten in einer Gegend heimisch und daher für den Wohnungsbau bodenständig war, kann heute dort selten geworden sein. Wir haben zum Beispiel heute nur noch wenig Holz in Niedersachsen, und die einst bei großem Holzreichtum dort heimische Fachwerkbauweise kann nicht etwa heute durch Herantransport von finnischem oder russischem Bauholz als bodenständig bezeichnet werden. Man soll einen märkischen Kalksandsteinbau nicht ängstlich hinter Putz verstecken, weil ein mißverständener Heimatschutz das fordert; man soll im Gegenteil für dieses neue bodenständige Material die werkrechten Formen suchen. Die Gestaltung der Bauten in einer bestimmten Gegend wird nicht immer gleich bleiben; Anforderungen und Baustoffe wechseln. Auch hier hat das „*παντα ρει*“ – alles fließt – seine ewige Geltung; vielleicht sehr zum Leidwesen der ewig Gestrigen, die an der „heimatlich überlieferten“ Bauweise festhalten möchten.

Allerdings läßt sich ohne allzuviel Weisheit voraussagen, daß die zahlreichen neuen Bauweisen, mit denen jetzt nach dem zweiten Weltkrieg der Baumarkt überschüttet wird, zum erheblichen Teil keine Dauerbedeutung haben werden und damit die Bauformen nicht allzu weitgehend beeinflussen dürften. Es ist die Folge einer solchen Nachkriegszeit, daß viele unbeschäftigte und auch manche beschäftigte Techniker sich den Kopf über neue Bauweisen zerbrechen, die nach ihrer Ansicht besser sind als alle überlieferten, billiger und schneller in der Durchführung. Vielfach ergibt schon die erste Nachprüfung, daß diese Voraussetzungen in Wirklichkeit nicht zutreffen. Als „neue Bauweise“ wird man vielleicht den Schüttbodyen aus porösem Material zwischen vorbereiteten Schalungen, vor allem auch zwischen sogenannten Kletterschalungen betrachten dürfen; ferner die Herstellung des Mauerwerks und zum Teil auch der Decken aus Leichtbeton aller Art. Hierbei wird neben dem Leichtbeton, der durch „leichte Zuschlagstoffe“ hergestellt wird, der chemisch fabrizierte Porenbeton eine große Rolle spielen, das heißt also der Leichtbeton, der überwiegend unter Benutzung von Aluminiumpulver als gärender Zuschlagstoff gewonnen wird. Ob sich allerdings durch diese neuen, als dauernd anzusehenden Bauweisen die Bauformen allzusehr ändern, ist fraglich. Hinzu kommt, daß diese Stampfbeton- oder Leichtbetonbauten zumeist mit einer Putzschicht überzogen werden, und infolgedessen die Eigenheiten der Putzschicht ihre formgebende Bedeutung behalten. Der Grundsatz also, daß die Formen eines Baues aus der konstruktiv richtigen Anwendung der verfügbaren Baustoffe herzuleiten sind, besteht auch nach diesen voraussichtlich nicht sehr weitgehenden Änderungen zu Recht. Die Hauptforderung an den Architekten, neben der aus den Baustoffen bedingten Formgebung sich der Nachbarbebauung und damit dem Gesamtbild der Straße einzuügen, bleibt auch künftig wichtigster Grundsatz. Nicht was man an Bauformen erstellen kann, sondern was im Rahmen der vorhandenen Gegebenheiten zur Erzielung eines richtigen und für die Gesamtheit zweckmäßigen Baubildes

erforderlich ist, muß beachtet werden. Nur so können auch künftig trotz der erweiterten Baustoffmöglichkeiten Straßengestaltungen und Ortsgestaltungen einheitlichen Gepräges entstehen, wie wir sie seit Jahrhunderten an alten Ortschaften so hoch einschätzen.

VI. DIE STRASSE

Die Straße ist das Element der Stadt, nicht das Haus als solches. Das Haus kann allein stehen, als Försterhaus im Walde, als Wirtshaus an der Landstraße, als Schloß auf der Höhe. Erst mit der Mehrzahl der Wohnstätten, mit der Zusammenfassung mehrerer Häuser zur Straße beginnt das dörfliche oder städtische Gebilde. Und doch ist der Begriff „Straße“ im Sinne unserer Darlegungen recht schwer zu fassen. Die Straße hat eine doppelte Bedeutung. Einmal ist sie das Länder und Völker verbindende Verkehrsband, ist sie Zeichen weitschauender Kultur.

„Die Straße ist Anfang, ist Beginn!
Sie ist Gedanke, Begriff und Sinn!
Die Straße ist Ursprung, ist trüchtige Saat,
Ist erster Baustein gewaltiger Tat!“ — — —

Dieser weitere, größere Begriff der Straße gehört in unsere Erörterung nur mittelbar hinein. Hier handelt es sich vielmehr um die angebaute Ortsstraße, bei der das Wohnen ausschlaggebend ist. Es hat aber wenig Sinn, etwa in der Art eines guten preußischen Gesetzes eine eindeutige, streng umgrenzte Begriffsbestimmung der Ortsstraße geben zu wollen. Zwischen einer bescheidenen Dorfstraße mit niedrigen Kotten und Ställen, mit den Dunghaufen vor den Türen, — und andererseits der Prachtsstraße „Unter den Linden“ in Berlin besteht ein solch gewaltiger Unterschied, daß das begrifflich Gemeinsame nur noch formale Bedeutung hat. Außerdem, wo hört eine Ortsstraße auf, und wo beginnt die Landstraße; auch hierüber geben die neueren Gesetze so klare Begriffsbestimmungen, wie man sie in Worten nur geben kann. Aber im Gelände draußen zeigt sich eine solche Fülle verschiedener Möglichkeiten, daß der schönste Wortlaut der Bestimmungen keine Klarheit bringt. Also lassen wir es bei Fausts köstlicher Erklärung:

„Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.“

Unsere Betrachtungen sollen sich also nicht erstrecken auf das große Netz der Überlandstraßen, angefangen mit den Reichsautobahnen bis zu den bescheidenen Kreisstraßen. Das sind nicht Straßen im städtebaulichen Sinne, wenn